

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

Als er zwischen den Aekern wieder zum Dorfe hinabblin-
kte, blinnte ihm das Licht aus der Studierlube des Pfarrers ent-
gegen. „Wom 's der wisset,“ fuhr es ihm durch den Sinn.
„Und was er wohl fog'n möcht?“ Er, der seiner Annaliese
eine so schöne Leidenred' g'hatten! Aber sollte auch er sich
nichts dabei gedacht haben? Wirklich nichts? Einen Augen-
blick war ihm, als müsse er jenem Lichte nach, das ihn rief —
in den Friedenskreis eines Menschen einzutreten, den alle ver-
ehrten, alle liebten, weil er so schön überwunden hatte und ein
wirklicher Hirte war. Ob der ihm nicht doch am End' das
Rechte zu sagen wüßte?

Jüry zauderte, überlegte. Doch ein feindseliges Miß-
trauen froh ihm plötzlich auch über dieses Gefühl hin: kalt,
giftig, wie eine Schlange. Der hauchte doch fortwährend über
seinen Büchern, Tag und Nacht, jahrein, jahraus. War es
möglich, daß auch er darüber nicht geheitert geworden und
doch ein Frommer geblieben, ewig zum Leiden, Dulden, Er-
tragen mahnend? Was hat' der ihm zu sagen gehabt?
Nichts. Was ihm widerfahren war, mußte man erlebt haben,
dann konnte, dann durfte man raten. Da wollte aber in
jedem Dorfe so ein armer Kerl hin, der das Leben nicht seh'n
wollte oder nicht seh'n durfte. Das Leben, wie es wirklich
war und sich ertragen oder — nicht ertragen ließ. Und vor
dem mußte man alles ausbreiten, so man ein gläubiger Christ
war, von dem alles annehmen, „an Gottes Statt“!

Nein, nein, das war Jürys Sache nicht mehr. Und er
würde dem Pfarrer auch nichts mehr glauben, nicht einmal,
daß sein Rat ehrlich war.

Er ging vorüber.

In einer Biegung des schmalen Steiges, der ins Dorf
hinabführte, stand eine alte Bank. Ein ehemaliger Pfarrer
hatte sie hierhersehen lassen, weil man von der Stelle einen so
hübschen Blick auf das Dorf hatte und ein bißchen ruhen konnte
unterwegs. Auch Jüry ließ sich zu kurzer Rast auf den
morschen Sitz fallen, stemmte das Kinn auf den aufgestützten
Arm und sah ins Dorf hinunter. Still war's hier oben,
totenküßlich, so still, daß man das leise Geklätscher des Brunnens
hörte, den unten am Kreuzweg der heilige Florian hütete, und
das Gebrüll der Kinder aus den Ställen. Durch den Nebel
hindurch blickten die dürftigen Nächstlein des Dorfes: da eines,
dort eines, ab und zu das lebhaftere Gesplacker der Kienspan-
fadeln aus den Stuben, in denen jetzt gesponnen und gescherzt
wurde.

Ein wunderbarer Friede lag über dem allen und die
weißen Nebelschwaden, die jeden Laut dämpften, jeden schär-
feren Umriß verwischten, erhöhten noch diesen Schein wohliger
Ruhe und warmen Geborgenseins.

Auch Jürys Haus lag dort unten, auch ihm winkte ein
heimatliches Licht. Aber wie ein Fremder sah er darauf
nieder. Wie einer, der aus weiter, weiter Ferne kommt, nach
langer, langer Zeit, sich wegmüde niedersetzt, irgendwo —
alles wiedererkennt und doch fühlt, „das ist nicht mehr die
Heimat, die du verloren hast!“

Lange, lange sah Jüry so da, grübelte, sann, und die
Nacht, die um ihn war, schien sich in seinem Antlitz noch
düsterer zusammenzuziehen. Fremd erschien ihm plötzlich der
Weg, den er so oft gegangen, fremd das Haus, auf dem die
Schmach seines Kindes lastete, fremd die Menschen, fremd er
sich selbst.

Aber hinunter mußte er doch. Er erhob sich, stierte in
das Dunkel hinein, begann endlich ganz hinabzusinken:
rascher, immer rascher, mit Schritten, deren Festigkeit und
Säure fast gewaltig in das tiefe Schweigen einbrach.

Ob sie ahnten, wer jetzt herankam?

Reiß' und tüchtig lächelte er in das Dunkel hinein.

8. Sturm.

Wenn der letzte Nebel auf der Strecke lag, fuhr der
gnädige Herr von Lorowitz nach Wien. War er aber fort,
ging es auf Lorowitz noch einmal so herrlich und willkürlich
zu. Denn der Mexikaner nahm das Heft in die Hand. Und

was sie von dem erwarten durften, wußten die Bauern. Wes-
halb es jeder so lang als tunlich vernied, während dieser Zeit
sich irgendeinen Handel anzufangen, sei es mit dem Amtmann,
dem Verwalter oder den Trabanten oder auch nur mit einem
Bedienten des herrschaftlichen Schlosses; zuletzt natürlich mit
dem Mexikaner. Der sah nun einmal drinnen wie die Milbe
im Käse. Keiner konnte ihm an. Er aber ließ sich's wohl-
geschehen und gab sein „Juditium“ ab, ganz wie es ihm ge-
fiel. Sollt' es aber ein gnädiges Urteil werden, wußte sich's
der Bauer was kosten lassen.

Jüry mußte nicht, wie es kam. Aber wenn er in die
Schmach und den Tod seines Kindes dachte, sah er immer
zuerst den „Mexikaner“ vor sich. Er hatte den „Zutreib-
er“ gemacht, seit der Teufel ihn nach Lorowitz geführt; er jagt'
noch heute die „zu prästierenden Arbeiter“ an. Und so hatte
er auch jene „Klankung“ angefangen. Das konnte sich Jüry an
den Fingern abzählen, ohne erst lange herumzuzagen. Aber
freilich — herumzuzagen begann er doch auch; unauffällig,
vorsichtig. Für die Leute lag es ja schließlich nahe, daß er
immer wieder auf seine Annaliese zu sprechen kam, sich ihr
plötzlich Ende noch immer nicht recht vorstellen konnte. So
bekam er schon langsam alles heraus.

Von jener Begegnung auf dem Friedhofe wußte nur Gott
und er allein. Nicht einmal seiner Hest gegenüber war ihm
ein Wort davon über die Lippen gekommen. Sollte er es
sein, der die Schande der Tochter zuerst ruchbar machte?
Genug, wenn der Birron einmal zu schwätzen begann. Aber
dem würde man nicht so schnell glauben. Er war kein Feind
— war der Feind der Herrschaft. Das hatte sich der alte
Zuchthausler wohl auch gesagt und bloß deshalb so lange ge-
schwiegen. Ja, zuweilen kam sogar ihm ein Zweifel an. In
jenen dunklen, ohnmächtigen Stunden, in denen ihm war, als
konn' er all dies fürchterliche Wissen nicht mehr mit sich allein
herumschleppen, als müsse er zusammenbrechen unter der wuch-
tenden Last dieser Einsamkeit zwischen Gott und den Menschen.

Deshalb waren ihm auch die Sonntage jetzt geradezu
entfehdlich. Während der Arbeit mußte man doch an dies und
jenes denken, konnte seinem Weib und dem Gesinde gegenüber
barsch tun, eben der Arbeit wegen. Das nahmen auch die
andern hin „unter der Woche“, dachten sich nichts dabei,
suchten nichts dahinter. Aber diese endlos langen, müßigen
Wintersonntage! Diese Stille um Haus und Hof, die ordent-
lich nach einem Worte schrie — nach irgendeinem Plausch im
Dämmer des Herdwinkels! Und nun gar der Gottes-
dienst. . . .

Wenn Jüry auch aus seinem Gebetbuche schon lange nur
mehr seine eigenen Gedanken las — den Mut, seinen „Kirchen-
stuhl“ leer zu lassen, hatte er noch nicht gefunden. Und da
kroch es immer wieder an ihn heran: mit den Worten des
Evangeliums, dem Gesang der Gemeinde, dem Duft des
Weihrauchs — lodte, tief, wollte ihn wieder schwach machen
und feige.

„kehr' zurück, beichte, Gott wartet auf dich, wenn dich
auch alle andern verlassen!“

Das war ein Kampfs, den Jüry jeden Sonntag während
der Predigt und Messe auszutämpfen hatte. Seize, salzige
Tränen waren ihm darüber ins Gebetbuch gefallen. Aber
nein, nein! Was er seiner Annaliese versprochen hatte, das
mußte er ihr auch halten, und wollte er es halten, mußte er
ganz allein steh'n: ohne Trost, ohne Hoffnung, ohne Ver-
zeihung. Sollte er sich am Ende im Beichtstuhl weismachen
lassen, daß auch das eine — „Prüfung“ gewesen? Einen
solchen Gott hätte er ja hassen müssen! Da war es schon
besser, er wußte einzuweichen gar nichts von ihm. Sah nicht
nach rechts, nicht nach links — damit er sein totes Kind um
so besser seh'n konnte. Wie man sie ihm damals ins Haus
getragen: die massen Blondsträhne wie ein märchenhaftes
Goldgespinnst über Brust und Hüften hängend, die Augen ge-
schlossen, trampfhaft geschlossen — wie um ein letztes,
fürchterlichstes nicht zu sehen, die Lippen wie von einem Ge-
schlucke verzogen, das niemand gehört. „Nicht einmal Gott!“
jagte sich Jüry. Und zu dem sollte er jetzt kommen, sich vor
ihm verdammen — mit seinem abgrundtiefen, schmach-
besudelten Schmerz? „Nein, nein, nein!“ schrie es in seiner
Seele. Sonst freilich tat er, was die andern taten.

Als er eines Tages in der Küche saß, öffnete sich die Tür — Birron trat ein. Die Bäuerin hantierte beim Herd. Rosala und die Magd waren im Stall. Draußen schneite es mächtig, und so wie all der Schnee auf seinen schmutzigen Schapfelz gefallen, seine Füße durch all den Schnee gestapft waren, wer weiß schon wie lange — so kam Birron herein. Nach einem hämischen Blick auf den förmlich zusammen-
Trieckenden Bauer ging er geradenwegs auf Resl los.

„Gebt's m'r was z'ess'n!“

Die Bäuerin war erst sprachlos — endlich flog ihr Blick zu ihrem Alten. Wie — der saß da, sah das mit an und rührte sich nicht? Die Galle lief ihr über.

„Wonnst m'r no amol so eina kimmst, jaud' i' Di' mit'n Hund auff!“

Birron blinzte sie an, lächelte bloß. „Nocher pah' auf, was D' vo mit mir auffjauchst!“ grinste er ihr ins Gesicht. Und ohne ein weiteres Wort abzuwarten, nahm er sich einen Teller vom Brett und setzte sich an den Tisch, dem Bauer gegenüber.

„Zürh“ — schrie Resl auf — „und dös schaus' mit on?“

Zürh erhob sich. „Loff'n geh'n,“ kam es tonlos von seinen Lippen. „Er hot leicht a vor Tag nix Resl's gessen!“

Resl jappte förmlich nach Atem.

„Weg'n meiner konnst sih'n bleib'n,“ höhnte Birron dem Bauer nach. „Von Deiner Ehr' schneid' P' D'r nix mehr ober!“

An Zürhs hoher Gestalt lief es wie ein Schauer nieder. Das durfte ein Buchthäusler ihm jetzt sagen, und er — mußte sich's gefallen lassen! Denn dort stand sein Weib. Kind und Magd konnten jeden Augenblick eintreten und — und . . . von jenseits des Grabes winkte ihm eine blasse Gestalt, rang bittend die Hände und legte den todesstarrten Finger an die Lippen. Ob er schweigen wollte! Und wenn ihm das Herz darüber brach.

„s is nit desweg'n,“ gab er mit bebender Stimme zu. „I' hob' no im Keller z'toan!“ Damit nahm er das Vaterndchen vom Haken und stopfte in den wirbelnden Schneesturm hinaus, der die Flocken dicht und kalt auf sein weißes Haupt legte. Zum erstenmal nicht mehr Herr im eigenen Haus! Und wenn er nun auch seinem Weib etwas sagte? Resls herrliche Art mußte dem alten Landstreicher ja sofort verraten haben, daß sie noch nichts wußte, nichts ahnte.

„Dös kummt irrt wie d'r Schnee,“ dachte der alte Mann, mit einem trostlosen Blick in das Getriebe der Flocken starrend. „Olleweil schärfer, olleweil dichter . . . z'lest bedt's di zual!“

[Fortsetzung folgt.]

Länder- und Völkernamen.

„Ehe das Vaterrecht aufkam, gehörte das Land der Mutter, und aus diesen Urzuständen des Menschengeschlechts ist uns eine Vorstellung übrig geblieben, die direkt aus der Sprechweise des Fetischismus stammt. In derselben wird der Gegenstand, den die Gottheit bewohnt, einfach der letzteren gleichgesetzt, wie wir jetzt noch vom Heiligen Stuhl sprechen und Him mel für Gott sagen. Da nun die Erde die Rubensstätte der verewigten Mutter und der natürliche Sitz ihres Geistes war, so konnte man sie ohne weiteres Mutter Erde nennen — tatsächlich ist dies der Name der ältesten Gottheiten, zum Beispiel der norddeutschen Gertha oder der Nerthus, von Tacitus kurzweg als Terra Mater hingestellt. Im Anschluß daran wurde dann vermöge eines poetischen Wildes die Erde selbst als eine große Mutter aufgefaßt. Das Wort Vaterland ist jünger und beim Grundbesitz stehen geblieben. . . . Die natürliche Beschaffenheit des Bodens ist damit ganz gegen die staatliche zurückgetreten.“

Diese Erklärung möge einen Begriff davon geben, wie Rudolf Kleinpaul in seinem Büchlein über „Länder- und Völkernamen“ (Leipzig 1910, Sammlung Götsche Nr. 478, geb. 80 Pf.) zu Werke geht. In scheinbar harmlos plauderndem Tone bietet er eine Fülle von interessanten Erklärungen über Entstehung und Bedeutung zahlloser geographischer Bezeichnungen. Nehmen wir einige heraus.

Hebräisch kana heißt sich weigen, der niedrig gelegene Küstenstrich Palästinas also Kanaan. Die gleiche Bedeutung haben Bezeichnungen wie Niederlande oder ungarisch Alföld, dem im Deutschen häufig Bezeichnungen wie Afföller, Affolder u. ä. entsprechen; Nehrungen dagegen sind nicht Niederungen, sondern Landengen, zwijschen Meer und Lagunen, eigentlich Nehrungen.

Die Him m e l s g e g e n d hat in sehr vielen Fällen zur Bezeichnung von Ländern herhalten müssen. Morgenländer, d. h. im Osten liegende, gab es natürlich mehr als eines, je nach dem Wohnsitz derer, die jenen den Namen gaben. So haben wir Oesterreich, Estland, Anatolien, Levante (für die Küsten Kleinasiens sowie

Ägypten und Syrien) usw. zu verstehen. Zu den Abendländern gehört der westliche Teil des alten Herzogtums Sachsen, der 1180 als Westfalen entstand. Erst gab es auch Ostfalen, Falen sind Flachländer. Die Griechen nannten Italien natürlich das Abendland: Hesperien nach dem Hesperus, dem Abend, der auch dem Sterne den Namen gab. Ja, das ganze Europa ist eigentlich ein „Abendland“. Das semitische Wort Greb bedeutet Abend und Sonnenuntergang, die Griechen nahmen es als Erebos (Dunkel) aus dem Phönizischen, um ihre Unterwelt zu bezeichnen. Daraus wurde dann durch Volksdeutung Europa: „die Europa, die von Zeus entführt wird, ist der Mond, der abnimmt und im Neumond sein Licht verliert; der Erdteil ist das Abendland, wo die Sonne untergeht“. Jene Volksdeutung verwechselte den fremden Wortstamm Greb mit den griechischen Bestandteilen eurues (breit) und ops (Gesicht). Uebrigens wird auch Arabien von Greb (Abend) abgeleitet, da diese Halbinsel westlich von den frühesten Sizen der semitischen Rasse liegt. — Australien hat seinen Namen vom lateinischen Auster (Sü d e m oder Südwind), das nicht mit dem nordischen Austr (Osten) zu verwechseln ist, obwohl beide Bezeichnungen auf verwandte Begriffe zurückgehen dürften. Blicke der Norden. Norwegen ist eigentlich das „Land zu den Norwegen“ (Normannen). Das Land selbst hieß ursprünglich Norweg (Nordland, denn Weg ist Land oder Gegend). Die Normannen kannten ebenso ein Ost- und Westweg, d. h. Rußland und England. Auch das Somalland bedeutet wohl Nordland, da arabisch Schemäl die Linke oder nördliche Seite bezeichnet, wie Yemen die rechte oder südliche. Hinter dem Norden liegt nach griechischer Geographie noch das Land der Hyperboreer, der Leute, die jenseits der Berge wohnen, von denen der Boreas, der Bergwind, weht.

Die Verwendung der Flußnamen für die Benennung von Bezirken zeigt sich schon in der altdeutschen Gauverfassung, die Gauen hießen häufig nach Gewässern, wie heute noch Rheingau, Fargau, Flagan usw. Auch später werden Provinzen, Kreise, Staaten allenthalben nach Flüssen genannt, wie Rheinprovinz, Neckarkreis, Lippe, Kamerun, Senegal, Kentucky, Missouri, Arcanias usw.

Das lehrreichste Kapitel Kleinpauls ist wohl jenes, das uns zeigt, wie die Produkte der Landschaften zur Namengebung dienen. Der Rio de la Plata (Plata spanisch = Silber) ist der Silberfluß, Argentinien (Argentum lateinisch = Silber) das Silberland. Von Rub, dem altägyptischen Ausdruck für Gold, kommt Rubien. In Guinea liegt die Goldküste, aus deren Ertrag die Engländer einst ihre Guineaprägten. — Ungählig sind die Ländernamen, die sich auf den Waldreichtum beziehen. Holland wird zwar nicht Holzland sein, sondern eher das durch Deiche usw. „gehaltene“ Land. Holstein dagegen, eigentlich Holsten, ist das Land der Holz- oder Waldassen.

Madeira, vom lateinischen materia, heißt im Spanischen Holz, speziell Bauholz. Madeira, die Holzinsel, verdient diesen Namen allerdings seit 1419 nicht mehr, wo die Wäldungen durch Feuer vernichtet wurden. Vom gelbrotten Farbh Holz der Casalpinia echinata, das von den Spaniern mit der Brasa, der glühenden Kohle, verglichen wurde, hat Brasilien, das Rothholzland, seinen Namen.

Nicht nur die natürliche Vegetation, auch die Kulturpflanzen können namengebend wirken. Man denke an die Pfefferküste, an Tulumán in Argentinien, nach einer Palme benannt, deren Faser und Fruchtöl ausgebaut werden, an Zulatan, nach der ehbaren Zula geberhen, usw. — Weiter kommen noch die Haustiere mit ihren Produkten in Frage. Der Name Italien bedeutet das Rinderland, nach seinen Vituli, den Rälbern, die im Altertum berührt waren, und Caprera ist die Ziegeninsel. Siam ist das Land des weißen Elefanten, Spanien wahrscheinlich das Kaninckenland, vom phönizischen Sapan. — Auffallende Naturmerkmale dienen natürlich auch zur Namengebung. Island ist das Eisland. Feuerland und Sodom sind ungefähr dasselbe. Westfalen hat seine Bezeichnung Mote Erde von der Farbe seiner Eisenerze. Grönland ist allerdings nichts weniger als grün, der Ursprung des Namens ist dunkel. Montenegro heißt das Land der schwarzen Berge, wobei schwarz aber ebenio wie beim Schwarzwald und beim schwarzen Meer soviel wie blau bedeutet. Albion geht auf albus (weiß), wegen der Kreidefelsen im Kanal. Das Rote Meer verdankt seinen Namen wohl den Korallenriffen und der rötlichen Wüste, vielleicht auch dem Porphyr.

Von jenen Ländern, die nach bestimmten Personen benannt sind, können wir absehen. Ihre Zahl ist sehr groß, und Kleinpaul gibt eine ziemlich erschöpfende Aufzählung davon. Bei der „Entdeckung“ schon bewohnt und demnach meist auch bereits benannter Länder sind zwei Fälle möglich: „entweder bilden die Entdecker für die Ureinwohner als solche einen Namen und nennen das Land danach. Oder sie übernehmen den Namen, den die Einwohner selbst haben, und machen daraus einen Namen für das Land.“

Die Einwohnerländernamen entstehen auf verschiedene Weise. Zunächst indem das Wortwort „zu“ dem Volksnamen beigelegt wird. Tilly sagte noch: im Lande zu (den) dessen gebe es große Schüsseln und wenig zu fressen. Die einfachste Zusammensetzung haben wir etwa im Worte „Deutschland“ und zahlreichen anderen Ländernamen. Dänemark ist aber nicht das Land der Dänen, sondern die Mark (Grenze, Grenzland) gegen die Dänen, die Karl der Große zwischen Eider und Schlei gegen das nördlich der Eider, bei Schleswig, erbaute Danewerk, einen Wall der Dänen, errichtete. Afghanistan ist das Land der Afghanen, da Land im Persischen durch Stan (eigentlich Standort, Stätte) wiedergegeben wird, das mit unserem Worte stehen zu-

sammenhängt. Durch Weglassung entstanden die vielen Ländernamen auf -e, und-en, die eigentlich Völkernamen sind, mit einem „Land zu den“ oder „Land der“ (Gessen z. B.) davor. Das Auf und Ab der Sprache veranschaulicht dabei etwa Griechenland, das im Mittelalter schon einmal unter Weglassung des „Landes“ einfach „Griechen“ hieß. Der uralte Name Persiens, Iran, bedeutet ursprünglich die Arier im vorderasiatischen Tafelland zwischen Indus und Tigris. Nach dem tungusischen Stamme der Kitai, der ihnen einst zunächst wohnte, sagen die Russen für China: Kitai; auch Marco Polo und das ganze Mittelalter sprechen von Kathai. „Der Name China gehört denen an, die das Land auf dem süblichen Seewege erreichten.“ — Die „Ableitung“, mit der man auf die gründlichste Weise Ländernamen aus Völkernamen erzeugt, ist im Deutschen wegen der fehlenden Ableitungsformen nicht möglich. Solche Silben sind den alten Sprachen eigentümlich: -ia und -ita. Beide sind adjektivisch, das heißt sie machen das Hauptwort zum Eigenschaftswort, wobei dann ein Wort in der Bedeutung von Erde oder Land zu ergänzen ist. Italia, Gallia, Persia usw. sind so entstanden, und wir haben diese Bezeichnungen übernommen, indem wir nur das -ia in -ie abschwächen und ein n anhängen, wobei der Einfluß unserer Verkleinerungssilbe -chen mitspricht. Neben der alten Form -ia mit kurzem i gibt es eine jüngere mit langem und betontem i. Die Italiener sagen danach z. B. Lombardia. Auch das haben wir nachgemacht, wobei das ie, wie sonst auch (man denke an Melodie und Melodei), zu i wurde: Lombardei, Türkei. Die andere Silbe, -ita, finden wir z. B. in Afrika und Korsika. — Zu erwähnen ist noch die bekannte Uebertragung der Einwohnerfarbe auf das Land, wie beim „dunklen Erdteil“ oder dem „gelben Orient“.

(Schluß folgt.)

Ein Meister der Erziehungskunst.

Am 31. Oktober sind hundert Jahre verflossen, seit Christian Gottlieb Salzmann als Leiter der von ihm begründeten, noch heute blühenden Erziehungsanstalt Schnepfenthal bei Gotha das Zeitliche segnete, und in ihm ein Meister der Erziehungskunst dahinging, dessen Ideen, Lehren und Taten noch heute unveraltet sind, ja gerade in unseren Zeiten eine besondere Aktualität besitzen. Salzmann ist der würdigste und tüchtigste Vertreter jener großen philanthropinistischen Bewegung, die durch Rousseaus pädagogischen Roman „Emile“ hervorgerufen wurde und in Deutschland eine Ummwälzung der ganzen Erziehungsmethode hervorrief. Was diese pädagogischen Stürmer und Dränger, die das Geniewesen der jungen Literatur in die Schule übertrugen, erstrebten und predigten, das läßt sich in dem großen Schlagwort der Zeit „Rückkehr zur Natur“ zusammenfassen. Nicht durch Einbläuen und Eindrillen von Kenntnissen wird wahre Bildung dem Menschen aufgezwungen, sondern von innen heraus muß in dem Kinde die Blüte der Tugend erblühen, im gesunden Körper ein gesunder Geist sich frei zu hoher Menschlichkeit entfalten. „Der Schulstaub liegt seit Jahrhunderten!“ so rief der Führer der neuen Bewegung, Basedow, „Jung und Alt, was darin wandeln und atmen muß, wird krank im Gehirn. Erbarmt Euch, Freunde, der Frühlingssjahre!“ Und triumphierend verkündete er: „O, wohl Dir, Du liebe Nachwelt! Du lernst Latein ohne Rute und Stod!“ Zur Verwirklichung dieser Ideale ward nun 1774 von Basedow das erste Philantropin zu Dessau begründet, „eine Schule der Menschenfreundlichkeit und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer“, in der die Schüler alles spielend lernen sollten, wie der Schöpfer der Methode in dem berühmten ersten Examen der stauenden Schulmeister und Eltern zeigte. Da gab es ein Buchstabenspiel, bei dem man Lesen und Schreiben lernte, ein Kommandier- und Versteckspiel fürs Lateinische usw. Den Kindern war endlich das Evangelium gebracht: Das Lernen wurde ihnen zum Vergnügen, und Spiel im Freien und in der Schulstube war ihre Arbeit. Aber Basedow war nicht der Mann, mit seiner phantastischen Zügellosigkeit und schrullenhaften Extravaganz die von ihm geschaffene Reform praktisch durchzuführen. Dies Verdienst gebührt Salzmann, der nach dem Vorbild der Dessauer Schule ein Philantropin in Schnepfenthal errichtete und hier wirklich eine Musteranstalt schuf. Während die anderen Philantropine, die zunächst wie Pilze aus der Erde schossen, früher oder später wieder eingehen, besteht dies Institut noch heute und erfreut sich der Anerkennung der ganzen pädagogischen Welt.

Salzmanns Größe bestand darin, daß er nicht nur in pathetischer Vielschreiberei ein fernes Idealbild der wahren Erziehung malte, sondern die Art an die Wurzel alles Übels legte und mit der Reform bei den Erziehern selbst anfang. „Der Erzieher soll, wenn ihm etwas nicht glückt, die Ursache dafür stets zunächst in sich selbst suchen.“ Diese Maxime hat er zur Grundlage seines „Ameisenbüchleins“ von 1806, einer „Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher“, gemacht. Nicht in den staatlich organisierten Lehrerseminaren werde der rechte Erzieher erzogen, sondern er müsse seine Persönlichkeit aus sich selbst herausbilden. Wie ein Gärtner all seine Pflänzlein, so muß er das Wesen der Kindesnatur kennen, alles Verkehrte und Schlechte in der Art des Jünglings ist nur ein Echo und Spiegelbild der Fehler

des Lehrers. Die hohe Aufgabe des Erziehers, das Kind zum Menschen zu bilden durch Entwidlung und Uebung der jugendlichen Kräfte, kann nur geleistet werden, wenn der Erzieher selbst körperlich und geistig vorbildlich erzogen ist. Was hier Salzmann fordert, verkörperte er selbst in hohem Maße. Seine Erfolge hat er hauptsächlich durch die straffe Durchbildung seiner Persönlichkeit, durch strenge Selbstzucht und Selbsterleuchtung erlangt. Alle Momente, deren Wichtigkeit für die Schule man heute wieder erkennt, waren in Schnepfenthal berücksichtigt. Zunächst der Segen der Familie. Die Kinder waren alle in einen großen Familienkreis aufgenommen, in dem Salzmann selbst mit seinem Sohne Karl, seinen Schwiegersöhnen und Töchtern väterlich waltete. Jeder Jüngling ward vor allem in dem unterrichtet, wozu er Anlagen hatte und was sein künftiger Beruf forderte. Besonders aber ward die körperliche Ausbildung und physische Abhärtung betont: Sport und Spiel, Turnen und Gymnastik sind zuerst systematisch in Schnepfenthal geübt worden. Salzmanns Ideen fanden einen trefflichen Vertreter in Joh. Christ. Guts Muths, dem „Groß- und Erzbater der Turnkunst in Deutschland“, wie ihn Zahn genannt hat, der in Schnepfenthal das erste deutsche Turn- und das klassische Spielbuch schrieb. So ist die Anstalt zur Wiege unserer Turnkunst geworden. Die Knaben erhielten eine harmonisch leiblich-sinnliche und geistlich-sittliche Erziehung, in der sie zu tüchtigen Menschen heranwuchsen. Gleich der erste Jüngling, der in Schnepfenthal Aufnahme fand, ist später der berühmte Geograph Karl Ritter geworden. Seine allgemeinen Anschauungen über Kindererziehung hat Salzmann in einer Reihe von Schriften niedergelegt, die auch heute noch gelesen und beachtet werden. Zunächst gab er in seinem 1780 erschienenen „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder“ ein Gegenbild, in dem alle pädagogischen Fehler und besonders die Sünden der Eltern bei der Erziehung der Kinder gezeichnet wurden. Das leuchtende Beispiel einer guten Erziehung stellte er dann in seiner dibattischen Erzählung „Konrad Riefer“ auf. Salzmann hat eine ganze Reihe pädagogischer Romane geschrieben, die in einer höchst naturalistischen Weise, in nüchtern trockener Grobheit, Laster und Elend malen, um abschreckend zu wirken. Sein bekanntestes derartige Buch ist „Karl von Karlsberg oder über das menschliche Elend“, eine Schilderung der Abgründe und Verirrungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft, die selbst unserem durch Jolla abgehärteten Sinn allzu gewagt erscheint. Die Kenner Goethe-Schillers sprachen denn auch „dem berühmten Verfasser des menschlichen Elends“ die Belohnung zu, „sich in der Charité gratis verköstigt zu sehen“. Aber nicht in solchen Schriften, sondern in seinen Taten liegen die großen Verdienste dieses Meisters der Erziehungskunst.

Die Geographie der Revolutionsprovinzen in China.

Die Scheidung des eigentlichen China in einen nördlichen und in einen süblichen Teil ist in jeder geographischen Beziehung außerordentlich scharf. Aus Innerasien erstreckt sich als eine einzelne Kette des im Tibet eine ungeheure Breite einnehmenden Kienlunsystems ein Gebirgsriegel quer nach China hinein und bildet bis weit nach Osten hin, wo er gegen die Große Ebene abbricht, eine Scheide zwischen Nord und Süd, die nicht nur für Bodenart und Klima, sondern auch für die Bevölkerung und ihre gesamte Betätigung in Landwirtschaft, Handel, Verkehr usw. maßgebend ist. Es ist daher selbstverständlich, daß diese Gebirgsgrenze des sogenannten Finklinsgebirges auch für den Verlauf der chinesischen Reichsgeschichte vielfach bestimmend gewesen ist. Aus dieser scharfen durch die natürliche Bodengestaltung bedingten Scheidung ist es auch zu erklären, daß bei der Entwidlung der jüngsten chinesischen Aufstandsbewegung von der Begründung eines sübchinesischen Staatenbundes im Gegensatz zu Nordchina gesprochen worden ist. Innerhalb des eigentlichen China ist das sübliche China weit größer als das nördliche. Das Verhältnis steht ungefähr auf 2,6 zu 1,4 Millionen Quadratkilometern. Sübchina ist also fast doppelt so groß als Nordchina. Auf die Dauer würde sich aber eine solche Trennung überhaupt kaum aufrechterhalten lassen, weil beide Gebiete in der Großen Ebene, dem gemeinschaftlichen Mündungsgebiet des Jangtschikiang und des Gelben Flusses ineinander übergehen. Da nun diese Ebene trotz ihrer häufigen und großen Ueberschwemmungsgefahren den denkbar fruchtbarsten Boden besitzen, so würde sich gerade um diesen Teil des Landes bei einer Zerstückelung des Reiches ein Kampf fast mit Notwendigkeit ergeben. Weiter im Westen liegen sich das sübliche und das nördliche China zu beiden Seiten des Finklinsgebirges wie zwei verschiedene Welten gegenüber. Deshalb ist es die wichtigste Frage in der Entwidlung der revolutionären Bewegung, ob sie über diesen Gebirgswall nach Nordchina hinausgreift und ob sie weiter östlich ins Gebiet der Großen Ebene vordringt. Erst damit würde die Lebenssphäre der Mandschuendynastie in ihrer Kernzone bedroht werden. Das scheint nun nach den letzten Nachrichten in der Tat der Fall zu sein, wenn es sich bewahrheitet, daß die Aufständischen auch bereits die Hauptstädte der Provinzen Honan und Schensi erobert haben. Jene, die Stadt Kaijüng, liegt am Westende der Großen Ebene in dieser

selbst, während diese, die altehrwürdige Kaiserstadt Singan, schon nördlich des Tsinglinggebirges im Weizenlande des Hwaiflusses gelegen ist.

Vorkünftig wird es trotzdem angemessen sein, die Provinzen von Südhina, in denen die Revolution ihren Ausgang genommen und ihren stärksten Sitz aufgeschlagen hat, besonders ins Auge zu fassen. Die westlichste von ihnen, gleichzeitig die größte des ganzen Reiches, Szechwan, an Flächenraum dem ganzen Deutschen Reich noch wesentlich überlegen, ist gegen die übrigen Provinzen ziemlich abgeschlossen und hat daher auch am längsten ihre Selbständigkeit gegenüber den chinesischen Kaisern bewahrt. Der westliche Teil der Provinz wird von hohen Gebirgen eingenommen, die als ein Vorland von Tibet zu betrachten sind und auch schon in der Bevölkerung Verwandtschaftsverhältnisse zu diesem innerasiatischen Hochland aufweisen. Die Chinesen haben sich hier bisher immer nur einiger Talschaften bemächtigen können. Der östliche Teil von Szechwan wird von dem Roten Becken eingenommen, das seinen Namen von dem größten wissenschaftlichen Chinaforscher Ferdinand von Richthofen nach der Farbe der fast das ganze Gebiet erfüllenden roten Sandsteine erhalten hat. Dies Becken ist zwar keine Tiefebene, aber doch nur von mäßigen Gebirgswellen durchzogen und kann auf seinem fruchtbaren Boden eine starke Bevölkerung ernähren. Die Hauptstadt Tschingtu, am Nordwestrande dieses Beckens innerhalb einer Tiefebene von unbeschreiblicher Fruchtbarkeit gelegen, wird von Kennern als die schönste, prächtigste und gesündlichste Großstadt Chinas bezeichnet. Diese Provinz, die sich selbst ernährt, aber wegen der dichten Besiedelung keine Erzeugnisse auszuführen vermag, wäre am ehesten dazu berufen gewesen, sich zu einer Selbständigkeit gegen das übrige Reich zu erheben, ohne daß daraus eine besondere Gefahr für die anderen Teile entstünde wäre. Wesentlich anders liegen die Verhältnisse in den Provinzen Hunan und Hupé, die auch unter dem Namen Hukwang zusammengefaßt werden. Die Namen dieser Provinzen bedeuten, daß sie nördlich und südlich von einem See (Hu), nämlich dem Lungtingsee, gelegen sind. Um diesen See dehnt sich eine gewaltige Ebene aus, in der das Tiefland des mittleren Jangtsekiang mit dem seines großen Nebenstromes, des Hantiang, zusammenfließt. Diese Ebene von Hukwang ist viel enger mit dem übrigen China verbunden, als das randlich gelegene Szechwan, und zwar bildet sie das eigentliche Herz von China, wo auch rechtmäßig die Reichshauptstadt liegen müßte. Nur die Rücksicht auf die Beherrschung der Mandchurei, der Mongolei und des Tarimbeckens hat die Wahl und Beibehaltung von Peking als Sitz der Zentralregierung gerechtfertigt. Wie sehr die Ebene von Hukwang zur Rolle eines Brennpunktes aller Interessen in China berufen ist, zeigt am besten die Entwicklung von Hantau, das sich durch seine Lage an der Mündung des Hantiang in den Jangtsekiang und durch seine verhältnismäßig leichten Verbindungen nach allen anderen Teilen Chinas zum größten Binnenhandelsplatz des Reiches und einem der wichtigsten der ganzen Erde aufgeschwungen hat. Die Bevölkerung von Hupé ist im allgemeinen friedlich, dagegen die von Hunan der fast einzige Vertreter eines wirklich kriegerischen Geistes unter den Chinesen. Die Hunanesen sind seit Jahrhunderten die besten und am meisten bevorzugten Soldaten Chinas gewesen. Die beiden südlichsten Provinzen Kwangsi und Kwangtung, die stets ein besonders unruhiges Element gebildet haben, würden sicher am ehesten mit einer Vorkommung von der Mandshuherrschaft einverstanden sein. Die östlich an Hunan grenzende Provinz Kwangsi ist wieder ein Ländchen für sich, hat aber durch seine Verührung mit dem Großverkehrswege des Jangtsekiang sowie Verbindungen, namentlich mit Hukwang, daß ihr Anschluß an die Rebellion nicht zu verwundern wäre. Eine sehr bedeutsame Frage würde nun noch sein, ob es der Revolution auch gelingen wird, die größtenteils mohammedanische Bevölkerung der westlichen Grenzprovinzen zur Teilnahme zu bewegen. Diese Mohammedaner sind stets zu Revolutionen geneigt gewesen, in einer solchen Richtung aber bisher immer nur selbständig vorgegangen.

Zur Entstehung des Großgrundbesitzes in den östlichen Provinzen Preußens.

Jetzt wo die Junker, gewißigt durch Wahlnot, den Bauernfang en gros betreiben, ist es von doppeltem Interesse, einen Blick auf die Methoden zu werfen, durch die im Anfang des vorigen Jahrhunderts das Fundament zur junkerlichen Macht und Herrlichkeit gelegt und befestigt wurde. An der Hand von umfassenden Aktenstudien gibt uns Dr. Hermann Rauer im Halbjahreshefte der „Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte“ eine kleine Studie über „das Schicksal der erledigten Bauernhöfe in den östlichen Provinzen Preußens zur Zeit der Bauernbefreiung“, die in ihrer reinen Sachlichkeit einen wertvollen Beitrag zur Natur- und Entstehungsgeschichte des preussischen Junkertums bildet.

Die Grenel der frederizianischen Kriege, die großen Opfer an Hab und Leben, die sie vornehmlich den Bauern auferlegten, Berantw. Redakteur: Richard Barth, Berlin. — Druck u. Verlag: Fortwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

latten im hohen Grade zur Entstehung der sogenannten „wüsten Bauernstellen“ beigetragen. Aus militärischen und fiskalischen Gründen sorgte die Regierung Friedrichs II. anfänglich dafür, daß diese Stellen nicht lange unbesetzt blieben, sondern durch neue Ansiedler besetzt wurden. Das Wild begann sich jedoch allmählich zu ähneln, als nicht mehr die bäuerlichen Dienste, die dank der Entstehung des besitzlosen Proletariats nach und nach durch Lohnarbeit ersetzt werden konnten, sondern das bäuerliche Land selbst zum Objekt der junkerlichen Begehrlichkeit wurde. Das Junkertum stürzte sich in einen verzweifeltsten Kampf gegen den gesetzlichen Bauernschutz und siegte auf der ganzen Linie.

Schon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurden mehrere Fälle bekannt, wo die erledigten Bauerngüter von der Gutsherrschaft ohne weiteres in Auktio genommen wurden. Nach der Schätzung des Verfassers dürfte sich die Zahl der vor 1806 eingezogenen Bauernstellen auf etwa 1000 belaufen. Die Regierung sanktionierte dieses Vorgehen, indem sie 1808 den Gutsherren das Recht verlieh, unter gewissen Bedingungen einen Teil des wüsten Bauernlandes zu den Vorwerken zu schlagen. Eine treffliche Illustration findet diese Maßnahme in dem Urteil des landwirtschaftlichen Kreisrates zu Jüterburg von 1809, der sich dahin aussprach, daß es wohl nicht angängig sei, den Gutsherrn die unbedingte Disposition über das Bauernland zu geben, „weil sonst viele Gutsherrn besonders in guten Ländereien ihre Bauern vertreiben, deren Höfe eingehen lassen und die Acker zu den Gutsvorwerken einziehen würden“. Daß es nicht überall so kam, ist nach der Bemerkung des Verfassers lediglich darauf zurückzuführen, daß die in der damaligen Zeit herrschende Geld- und Kreditkalamität es zahlreichen Gutsherrn unmöglich machte, die für die Errichtung von Vorwerken oder deren Vergrößerung notwendigen Mittel aufzubringen. Daß das Junkertum trotzdem nicht müßig geblieben ist kann man schon aus der Tatsache ersehen, daß in den Jahren 1806—1815 nicht weniger als 3000 Bauernstellen zu den Rittergütern geschlagen wurden.

Das Jahr 1816 brachte insofern eine neue Wendung in diese Expansionsbewegung des Junkertums, als durch die bekannte Deklaration vom 14. September 1816 die letzten Reste der formalen Beschränkungen beim Einziehen der Bauerngüter beseitigt wurden. Ein äußerst wichtiger Punkt dieser Deklaration gestattet nicht nur die Einziehung der in den Kriegsjahren wüst gewordenen Bauernstellen, sondern auch solcher Güter, die in Zukunft dem Gutsherrn anheimfallen würden. Die Jagd nach diesen nicht erblichen Bauernstellen wurde von den Junkern mit wahrer Leidenschaft betrieben. Die Landratsberichte für Ostpreußen stellen fest, daß im Jahre 1818 bereits ein Fünftel der überhaupt in Betracht kommenden Stellen zu den Gütern eingezogen war. Es seien hier besonders krasse Beispiele junkerlicher Strupellosigkeit angeführt. Es wurden eingezogen bis Ende der zwanziger Jahre in Ostpreußen: bei Schönbaum von 10 erledigten Bauernstellen 7, bei Wieler 20 von 24, bei Krassihagen 9 von 17, bei Schönbruch 18 von 29. Ähnlich geht es in Westpreußen zu.

Ein Kapitel für sich bildet der Klassenkampf des Junkertums in dem Großherzogtum Posen. Hier suchte die Regierung wohl aus Gründen der nationalen Politik die Verminderung des Bauernstandes nach Möglichkeit zu verhindern und untersagte durch königliche Verordnung vom 6. Mai 1819 das Einziehen erledigter Bauernhöfe. Aber das königliche Junkertum piffte auf alle Verordnungen und setzte in Posen sein Treiben ebenso lustig fort wie in den übrigen preussischen Provinzen. Geradezu groteske Formen nahm der junkerliche Klassenkampf an, als 1823 das Regulierungsgesetz die Wiederbesetzung erledigter Stellen binnen Jahresfrist verlangte. Die biederen Ritter suchten für diesen Zweck allerhand Strohmannen zu gewinnen. Viele Gutsherrn übergaben die erledigten Höfe ihren minderjährigen Kindern, sonstigen Verwandten, Wirtschaftsbeamten und Schreibern. Ein Spezialkommissar berichtet im Jahre 1831, daß ein Gutsherr einen Bauernhof auf den Namen des jugendlichen Prinzen Adzivil habe eintragen lassen und einen zweiten auf den seines einjährigen Sohnes. Ein anderer Gutsherr erklärte, daß er die betreffende Bauernstelle seinem Vater — einem Geheimen Kriegsrat — übertragen habe. Diesen und ähnlichen Praktiken erlag schließlich die Staatsregierung. Durch die Kabinettsorder vom 1. August 1842 wurde gestattet, die erledigten Güter mit Personen nicht bäuerlichen Standes zu besetzen, und man ließ auch im allgemeinen den Wiederbesetzungszwang in der Provinz Posen fallen.

Die Ergebnisse seiner Untersuchung faßt der Verfasser zu folgendem Schlusse zusammen: Man erhält kein richtiges Bild von den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im östlichen Preußen stattgehabten Grundbesitzverschiebungen, wenn man nur die von der amtlichen Statistik erfassen Veränderungen der spannfähigen bäuerlichen Stellen berücksichtigt. Den 7—8000 spannfähigen Bauernstellen, die zwischen 1816 und 1850 von Rittergutsbesitzern angekauft worden sind, steht sicher die doppelte Zahl nichtspannfähiger Wäskungen gegenüber, die auf dem Wege der Einziehung zu Gutsländ geworden sind. Diese Feststellung dürfte für die Frage, inwieweit die großen Güter des Ostens ihre Entstehung erst der neueren Zeit verdanken, recht wesentlich sein. Uns aber dünkt sie auch wesentlich genug, um die Stellung des Junkertums zu den Bauerninteressen so recht ins helle Licht zu rufen.